



SYBIL VOLKS



# *Torstraße 1*

*Roman*

dtv

Auf einmal wird ihr klar, dass es in diesem Trubel nur einen Ort gibt, wo sie ihn finden kann. Wenn er mit seiner Scheu vor Menschenmengen es irgendwo aushielt, dann auf der Dachterrasse, wo man die Augen in die Ferne schweifen lassen kann unter einem freien Himmel. Und womöglich, mit viel Glück, eine rauchen. Sie geht zurück ins Treppenhaus und macht sich an den Aufstieg. Vielleicht ist Bernhard da oben. Und sie zieht es auch dorthin, auf das Dach dieses Hauses. Ganz spürbar zieht es in ihrer Brust.

Auch damals, im Juni 1929, hatte das Gebäude schon eine Dachterrasse, mit einem Dachgartenrestaurant, und zur Eröffnung des Kaufhauses Jonass knallten die Sektkorken in den Himmel. Vielleicht hatte sie das Korckenknallen, das Sprudeln der Sektfontänen und das Gelächter missverstanden im Bauch ihrer Mutter. Hatte hinter der Bauchdecke gedacht, der ganze Trubel gelte ihrer Ankunft auf Erden.

Über diesen Tag und über ihren richtigen, ihren unbekanntem Vater wird sie nie mehr erfahren als das, was Vicky auf Band gesprochen hat kurz vor ihrem Tod, stockend erst und dann hastiger, vom Ende aufgerollt bis zum Anfang, die Geschichte von Vicky und Harry und ihrer eigenen Geburt. Inzwischen hat es sich vermischt – das, was ihre Mutter erzählt, und das, was sie nicht erzählt hat, bis zum bitteren Ende nicht, und womit sie selbst sich die Pausen und Lücken ausgemalt hat. Nun lässt sich das Ganze nicht mehr entwirren. Was ist echt, was ist später hinzugefügt, was retuschiert und was niemals wahr gewesen? So ist es nun mal mit den Geschichten, sagt sich Elsa und macht einen weiteren Schritt auf dem Weg Richtung Dachterrasse und Himmel. Und damit, so hofft sie, einen Schritt Richtung Bernhard.



Die letzten Meter bis zum Eingang läuft er rückwärts. Wie er es in der Rehaklinik nach dem Herzinfarkt gelernt hat, rückwärtszulaufen. Eine gute Art, sich wegzubewegen, hat er damals gedacht. Man sieht genau, was man hinter sich lässt. Und nichts von dem, denkt er jetzt, was ich vor mir habe.

Vorsichtig setzt Bernhard Schritt für Schritt. »Rückwärts und sich vergessen«, summt er. Um diese Straßenecke hat er in den vergangenen Monaten meist einen großen Bogen gemacht. Wenn er es richtig bedenkt, schlägt er seit fast zwanzig Jahren Haken, um hier nicht entlangzugehen. Die Torstraße 1 ist mit zu vielen Erinnerungen verbunden. Guten und schlechten. Aber als das Haus nach so vielen Jahren Leerstand eingerüstet worden ist, wollte er plötzlich, dass alles blieb und nichts sich änderte. Es gefiel ihm nicht, dass aus seinem und Elsas Haus jetzt etwas ganz anderes werden sollte.

Vielleicht hat das etwas mit dem Altwerden zu tun. In den vergangenen Wochen hat er oft davon geträumt, wieder in das Institut zu gehen. So wie er es viele Jahre lang getan hatte. Jahre, in denen er zwischen der Redaktion seiner Zeitung und dem Institut hier im Haus gependelt war. Mit einer schweinsledernen Aktentasche in der Hand, in der sich tatsächlich immer Akten befanden. Und bis zum Ende seines Arbeitslebens hatte die Tasche eine eingedellte Brotbüchse aus Aluminium mit selbst geschmierten Stullen enthalten. Sein Körper steckte an jedem dieser Tage in einem Anzug, der nie wirklich gut saß.

Immer ist er aufgewacht aus seinen Träumen, kurz vor dem Ziel, die graubraune Fassade mit den vielen Fensterreihen schon in Sicht. Jedes Mal blieb er stecken auf seinem Weg. Jedes Mal war er umgekehrt vor dem Eingang des Instituts und hatte die Flucht ergriffen.

Doch vorgestern Nacht hat er nicht vom Institut, sondern vom Kaufhaus Jonass geträumt. Ist wieder ein kleiner Junge gewesen und mit Elsa durch die Etagen gelaufen, um Verstecken

zu spielen. Weiße Wochen waren im Kaufhaus, Lichtgirlanden hingen von der Decke, die ganze Halle ein Glitzern und Funkeln. Elsa und er hockten hinter weißen Wäschebergen oder drapierten sich in meterlange Gardinen. Wie in einer Schneehöhle saß er in seinem Versteck unterm Tisch, hinter dem weißen Stoff, der bis zum Boden reichte. Schön warm war es hier, er hatte es nicht eilig, von Elsa gefunden zu werden. Doch dann hörte er Elsas Stimme, die nach ihm rief. Sie näherte, wieder entfernte und leiser wurde, immer leiser, bis sie kaum noch hörbar war.

Dieser Traum hat den Ausschlag gegeben, heute hierherzukommen. Dabei hat er noch vor ein paar Wochen zu Elsa am Telefon gesagt, er werde auf keinen Fall kommen. Er schaffe es einfach nicht. Hat es mit seinem Herzen begründet. »Was ja keine Lüge ist«, sagt er laut und erntet einen amüsierten Blick von einer jungen Frau, die an ihm vorbeigeht. Vorwärts natürlich. »Lass uns zusammen hingehen, Bernhard«, hat Elsa gesagt, »es bleibt doch trotzdem unser Haus.« Das hat sie sich all die Jahre nicht abgewöhnt, »unser Haus« zu sagen, konnte es genauso wenig lassen wie das Rauchen. Jetzt, wo er daran denkt, sehnt er sich nach Elsa. Er hätte sich nicht einfach tot stellen dürfen. Nun will er nichts mehr, als Elsa wiedersehen. Er greift in die Tasche seines Jacketts und fühlt nach dem kleinen Päckchen.

Bernhard dreht sich im Gehen um, schaut nun wie alle anderen nach vorne und hebt den Blick. »Soho House Berlin«, murmelt er und starrt auf die frisch renovierte Fassade, über die in hektischer Betriebsamkeit Leuchtbuchstaben tanzen. Mal sehen, ob die mehr Glück haben als all ihre Vorgänger. Er reiht sich ein in die Warteschlange vor dem Eingang.

»Ein Restaurant wollen sie hineinbauen«, sagt der junge Mann vor ihm zu seiner Begleiterin, »ein italienisches. Da dürfen dann alle rein. Aber der Rest bleibt zum Glück *members only*.«

Da ist Bernhard aber froh und erleichtert, dass auch Leute wie er hier zum Italiener dürfen. Denn er mag Pasta und liebt

Pesto, aber es macht ihm keinen großen Spaß, für sich allein zu kochen. Anders war es, als er noch für zwei gekocht hat, für sich und Elisa. Seine Elisa, deren Name so ähnlich klang wie Elsa. Inzwischen ist auch Elisa Geschichte. »Komm endlich hier an, Bernhard«, hat sie gesagt. »Die Vergangenheit ist vorbei und der Sozialismus untergegangen.« Als ob er das nicht wüsste. Aber wo soll man hin mit vierzig Jahren Leben? Hat noch keiner das passende Skalpell erfunden, um die einfach aus dem Kopf zu schneiden. Obwohl, denkt er, eine Menge Leute scheinen es ja hingekriegt zu haben. Vielleicht sollte ich die mal fragen. Vielleicht ist von denen sogar heute jemand hier.

Bernhard ist innerlich wieder nach Rückwärtsgang zumute. Doch wenn Elsa kommt, sagt er sich, kann alles noch gut werden. Vielleicht können wir uns zusammen ein bisschen lustig machen über diese Ansammlung von feinem Tuch und Designerturnschuhen. Turnschuhe heißen die natürlich nicht, es turnt ja auch heute niemand mehr. Das neue Wort fällt ihm jetzt nicht ein. Immerhin, er kommt sich nicht unpassend gekleidet vor. Dafür hat Luise gesorgt. »Vater«, hat sie gesagt, »wenn ich dir eine Einladung für die Eröffnungsparty beschaffe, gehen wir vorher einkaufen. Du brauchst einen Anzug und Schuhe.« Ein Jackett hatte er zuletzt getragen, als sie in diesem Gebäude das Institut abgewickelt haben. Fast auf den Tag genau vor siebzehn Jahren. Er hat niemanden wiedergesehen seit diesem letzten Tag.

Und heute, an seinem achtzigsten Geburtstag, betritt er es also wieder, das Institut, aus dem ein Privatclub geworden ist. War mit seiner Tochter einen neuen Anzug und Schuhe kaufen gegangen, um an die Einladung zu kommen, obwohl er noch nicht einmal wusste, ob er zur Party gehen wollte. Er musste zugeben, dass dies der erste Anzug seines Lebens war, der wirklich passte. »Jetzt, wo es nicht mehr wichtig ist«, hat er draußen zu Luise gesagt, »habe ich plötzlich einen Arsch in der Hose.«

Endlich ist Bernhard am Eingang angekommen. Er fischt die Einladung für die Eröffnungsparty aus der Innentasche seines Jacketts – Luise hat Wort gehalten – und wird anstandslos durchgelassen. Drinnen scheint die Party schon in vollem Gange, obwohl draußen noch so viele Menschen stehen. Er dreht sich einmal vorsichtig im Kreis und bleibt stehen, weil er Elsa entdeckt hat. Doch die weißhaarige Frau, die er im Augenwinkel zu sehen geglaubt hat, entpuppt sich als eine Weißblonde.

Bernhard schaut sich noch einmal um. Rohe Wände, an denen abstrakte Bilder hängen, unverputzte Säulen, der provisorisch wirkende Empfangstresen. Eine lange rote Couch, sicher eine Extraanfertigung zu extraordinärem Preis. Nicht übel, wie sie da steht, als wäre es im Sinne der Betreiber, wenn sich hier zehn Leute nebeneinander niederließen, um ein wenig zu plaudern. Sehr schick und modern alles, aber wo war das alte Haus geblieben? Ob es seinem Vater heute hier gefallen würde? Wilhelm war immer so stolz darauf gewesen, an diesem Haus mitgebaut zu haben.

Sein Vater war in sein Kaufhaus Jonass verliebt, das seiner Ansicht nach nur zu einem Zweck gebaut war: Im Jonass konnten sich Menschen mit nicht allzu viel Geld ihre kleinen und größeren Wünsche erfüllen. Sie betreten das Kaufhaus und werden verzaubert, so hatte es Wilhelm immer beschrieben. Und hatte gelitten wie ein Hund, als die Nazis aus dem Kaufhaus heraus die reichsdeutsche Jugend führten und verführten. Auch als die SED einzog und später das Institut für Marxismus-Leninismus, haderte der Vater mit den Dingen. Das sei ein Kaufhaus, hatte er manchmal gesagt. Er sei für die neuen Zeiten und habe lange für sie gekämpft. Aber es wäre doch schön, wenn Jonass ein Kaufhaus geblieben wäre. Seinetwegen ein sozialistisches. Dabei schwang Vorwurf in seiner Stimme, als sei sein Sohn mitverantwortlich für das falsche Leben, das sein Haus Jonass führte.